

Sigurd Rink

KÖNNEN KRIEGE GERECHT SEIN?

Glaube, Zweifel,
Gewissen – Wie ich als
Militärbischof nach
Antworten suche

ullstein 

Nur selten erzählte er davon, aber zwei Szenen, die ihn alpträumartig verfolgten und manchmal, mehr zwischen den Zeilen, zur Sprache kamen, sind mir unvergessen. Er hatte mitansehen müssen, wie ein voll besetzter deutscher Gefechtspanzer von den Russen getroffen wurde, und konnte die entsetzlichen Schreie der eingeschlossenen, mit dem Tod kämpfenden Soldaten nicht vergessen, die aus dem Wrack drangen. Schlimmer noch war ihm die Erinnerung an den Tag, als ein Maschinengewehrschütze neben ihm zunächst in aller Ruhe seine Pfeife stopfte und anschließend seine Salven auf die immer wieder wie Kanonenfutter nachrückenden russischen Soldaten abfeuerte. Er habe, erzählte mein Vater, das Weiße in den Augen der Russen sehen können, die tödlich getroffen massenweise vor ihm zusammenbrachen.

Noch bevor ich richtig begreifen konnte, was mein Vater erlebt hatte, vermittelte sich mir durch seine wortkarge Schwermut bei diesem Thema eine Ahnung vom absoluten, unvorstellbaren Schrecken des Krieges, der sich niemals wiederholen dürfe. Und immer wenn ich seine merkwürdig aussehenden Zehen erblickte, die im Krieg erfroren waren und sich nicht mehr erholt hatten, schauderte es mich.

Zwischen meinen Eltern gab es lebhaftige Diskussionen über die Konsequenzen, die aus der NS-Zeit zu ziehen seien. Die Einstellung meines Vaters würde ich heute als konservativ und deutsch-national bezeichnen. Er betrachtete den Nationalsozialismus als singuläre Entgleisung der deutschen Geschichte. Auf die deutsche Kultur und insbesondere Preußen ließ er nichts kommen und glaubte, man könne an diese ruhmreiche Vergangenheit anschließen. Goethe, Schiller und Hölderlin waren seine Bezugsgrößen. Und natürlich Immanuel Kant, nach dem ich meinen zweiten Vornamen bekam.

Meine vom Protestantismus und der Bekennenden Kirche geprägte Mutter dagegen sah eine Kontinuität vom militaristischen 19. Jahrhundert zu den Nazis. Sie verabscheute jeden Nationalismus und war überzeugte Europäerin. Auf ihrem VW-Käfer klebte schon in den Sechzigern eine Europa-Plakette. Anlässlich der Kriegsdienstverweigerung eines meiner Brüder schrieb sie 1970 an das Kreiswehersatzamt in Frankfurt am Main:

»Man kann in der Erziehung ja nur das weitervermitteln, was einen selbst geprägt hat. So bin ich von der Seite meiner Mutter her von klein auf daran gewöhnt worden, nicht in nationalen Kategorien zu denken. Meine Großeltern waren Norweger und hatten vielerlei familiäre und freundschaftliche Beziehungen in die ganze Welt. Christliche

Glaubensinhalte, vor allem der Dienst am Nächsten, vor allem an Unterprivilegierten, bestimmten das Leben und Tun dieser Menschen und genauso das meiner Mutter. (...) Die Problematik all der Menschen, die einerseits sich ihrem Staat gegenüber loyal verhalten wollen, andererseits aber als oberste Maxime ihres Handelns die Glaubensinhalte des Christentums ansehen, wurde während der Zeit des ›Dritten Reiches‹ in unserem Elternhaus für unsere Familie deutlich spürbar. (...) Mit dem Beginn des Krieges vertieften sich noch die Konflikte, mit denen wir leben mußten. Meine ältesten beiden Brüder wurden eingezogen und fielen später in Rußland. Meine Mutter litt unermesslich unter dem Bewußtsein, daß ihre Heimat Norwegen von Deutschen besetzt wurde, ihre Verwandten und Freunde bittersten Hunger leiden mußten, daß ihre eigene Familie dort ihre Söhne als Feinde ansehen mußte. (...)

Aus all diesen und hinzukommenden politischen Gründen war für uns das Ende des Krieges und des Hitlerregimes trotz der furchtbaren Zerstörung unseres Landes eher das Signal, mit all unseren Kräften an den Aufbau einer besseren und friedlicheren Welt zu gehen, als nur der Zusammenbruch des deutschen Volkes. In diesem Punkt unterscheiden sich auch heute noch die Ansichten zwischen meinem Mann und mir. Er sieht alles unter der Gesamtgeschichte Deutschlands; ich erhoffe im Blick auf die Zukunft alles vom Frieden und nicht von kriegerischen Auseinandersetzungen, die heute, bei der Entwicklung der technischen und biologischen Waffen, nur zu furchtbarstem Unheil für die Menschheit führen können.«

Frühes Trauma und großväterliche Rettung

Meine behütete Kindheit hatte ein jähes Ende, als im Jahr 1973 zuerst meine geliebte Großmutter väterlicherseits starb, dann mein Vater schwer und chronisch erkrankte und schließlich meine Mutter einem Hirnschlag erlag. Es war ein wirklich traumatisches Jahr. Meine beiden Brüder waren schon erwachsen, und ich kam dreizehnjährig auf ein katholisches Internat auf der Amöneburg im Bistum Fulda.

In dieser schwierigen Zeit wurde das Verhältnis zu meinem Großvater mütterlicherseits, dem Theologen Theodor Burckhardt, lebensrettend für mich. Ohne ihn hätte ich diese gravierenden familiären Verluste sicher nicht verkraftet. Sooft ich konnte, fuhr ich zu ihm nach Soest in Westfalen. Obwohl damals schon hochbetagt und fast taub, war er immer für mich da. Er konnte trotz seiner Schwerhörigkeit wunderbar zuhören – eine der wertvollsten Fähigkeiten überhaupt, wie ich damals erfuhr. Bei meinem Großvater fühlte ich mich vollkommen verstanden und aufgehoben. Wenn er sich nach dem Mittagsschläfchen in seinem Studierzimmer seine Rinn & Cloos für 80

Pfennig das Stück anzündete und uns so einnebelte, dass die Hand vor Augen kaum noch zu sehen war, dann wusste ich: Jetzt ist er ganz für mich da.

Er war tatsächlich ein eindrucksvoller Mann. Er hatte sein Leben lang als Pfarrer gearbeitet. Als Sohn von Johannes Burckhardt, einem charismatischen, von der Erweckungsbewegung geprägten Gründervater der sogenannten Inneren Mission, hatte er seine Berufung früh eingehaucht bekommen. Während der NS-Zeit gehörten er und seine Frau Bolette der Bekennenden Kirche an, widersetzten sich den Nazis und kümmerten sich in Berlin um Hilfe und Unterschlupf für verfolgte Juden und Christen jüdischer Herkunft. Er musste mehrfach mit Inhaftierungen dafür büßen. Seine Frau war am Ende des Krieges derart entkräftet, dass sie noch 1945 verstarb. Beide gehörten zu den »Stillen Helden«, denen in Berlin eine Gedenkstätte gewidmet ist.

Bis heute ist mein Großvater in seiner weisen Güte, mit seinem unbeirrbareren Glaubens- und Lebenskompass und seiner außerordentlichen Gabe zuzuhören ein großes Vorbild für mich. Er verkörperte für mich immer das Ideal eines Pfarrers und hat meine Entscheidung, dieser Berufung zu folgen, sehr beflügelt.

Prägende Internatsjahre

Man fragt sich ja immer, wer und was uns zu der Person gemacht hat, die wir geworden sind. Ist man nur durch Zufälle und Schicksalsschläge auf einen bestimmten Lebensweg geraten, oder gibt es eine Folgerichtigkeit, die man entscheidend mitgestaltet? Das Jahr 1973 jedenfalls war für mich eine gewaltige Zäsur und hat mir früh die Existenzialität und Abgründigkeit des Daseins aufgezeigt. Dass ich dann auf ein katholisches Internat mit angeschlossenem Gymnasium geschickt wurde, lag nicht daran, dass ich unbedingt eine kirchliche und schon gar katholische Einrichtung besuchen sollte, sondern erschien wegen der Nähe zu Frankfurt am Main, wo ich herkam, dem Bildungsangebot und dem Ruf der Schule als die beste Alternative. Wie schwer nach den glücklichen Jahren im Familienkreis das Internatsleben für mich war, kann man sich leicht vorstellen. Sehr viele Waisen und Scheidungskinder lebten in dem bischöflichen Schülerheim. Es gab die typischen Dynamiken, für die geschlossene Systeme besonders anfällig sind: Hackordnungen, Machtspiele und Grausamkeiten sowohl unter den Schülern als auch vonseiten der Erzieher. Das Gymnasium, die Stiftsschule St. Johann, war sehr renommiert und galt als Kaderschmiede für den katholischen Priesternachwuchs. Aber es waren die Siebziger, die Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, und die katholische Kirche hatte sich gesellschaftlich und ökumenisch geöffnet. Der Zeitgeist machte auch vor dem Bistum Fulda nicht halt.

Was mir von diesen Schuljahren bis zum Abitur am nachhaltigsten in Erinnerung ist, sind die intensiven Bibelstudien, die wir dort betrieben. Wort für Wort und Satz für Satz lasen wir gemeinsam die heiligen Texte und besonders das Neue Testament. Wir kauten die Schriften richtiggehend durch, von vorne bis hinten und wieder zurück. Wir diskutierten über die möglichen Auslegungen, prüften sie anhand unseres Wissens und unserer Erfahrungen und leiteten daraus Erkenntnisse für unser Leben ab. Das war ungeheuer begeisternd und inspirierend.

In dieser Zeit entstanden auch ein paar meiner bis heute engsten und vertrautesten Freundschaften.

Wir hatten einen Mentor, einen promovierten Theologen, der außerordentlich prägend für mich war. Er war überzeugter Fundamentalpazifist und engagierte sich bei Pax Christi, der katholischen Friedensbewegung. Sein Credo war der berühmte Satz des Schweizer Philosophen und Kulturhistorikers Jacob Burckhardt: »Macht an sich ist böse«. »Haltet euch fern von jedweder Macht!«, warnte uns der junge Lehrer. Sie führe notwendig ab vom rechten Pfad des Glaubens, korrumpiere und sei nicht zu vereinbaren mit einem Leben im Zeichen Gottes. Mit Machtverhältnissen, selbst wenn sie in der Wirklichkeit vielleicht unumgänglich seien, dürfe die Kirche nichts zu tun haben. Wir seien dazu da, das reine Leben zu leben, also den Geboten, der Bergpredigt, den Seligpreisungen zu folgen, unsere Feinde zu lieben, den irdischen Gütern zu entsagen, Gerechtigkeit zu üben und ein bescheidenes, gottgefälliges Leben fern der verderbten Welt zu führen.

In den nachkonziliaren, von der Studentenbewegung durchgerüttelten Siebzigerjahren besann man sich wieder der frühchristlichen Epoche vor der Konstantinischen Wende im dritten, vierten Jahrhundert, als die Kirche noch nicht zur Staatsreligion mit Prunk und Privilegien geworden war. Ich habe damals an vielen Exerzitien mit Benediktinern besonders im Kloster Nütschau nahe Lübeck teilgenommen. Durch kontemplative Versenkung, Tagzeitgebete, Schweigen und Fasten suchte ich mit Gott in Verbindung zu treten.

Meine Schulfreunde und ich dachten darüber nach, wie das richtige, wahre Leben in Frieden und Gerechtigkeit zu führen sei. Mir erschien die asketische, gleichsam mönchische Existenz ein erstrebenswertes Modell zu sein. Ich verkaufte meine Plattensammlung und richtete mein Zimmer wie eine karge Mönchszelle ein, auf dem Bücherbord neben dem Bett nur die Heilige Schrift. Ich wollte mich von allem Luxus und Tand trennen. Nichts Materielles sollte meine Verbindung zu Gott verstellen.

Rückblickend kommen mir diese Vorstellungen sehr katholisch vor. Denn die katholische Kirche hatte ja quasi eine Zwei-Stufen-Ethik: auf der einen Ebene die

Menschen, die Gott nah sind und das perfekte Leben, die *vita perfecta*, führen. Dazu gehören Mönche, Nonnen, Priester, all jene, die dem sündhaften irdischen Leben entsagen und ein geistliches Dasein in Gott verbringen. Auf der anderen, niedrigeren Stufe leben die gewöhnlichen Menschen in der unvollkommenen, weltlichen Sphäre. Sie gehen Beschäftigungen nach, die zwar gebraucht werden, aber lästig, schmutzig und fern der letzten, eigentlichen Dinge sind.

Die Frage nach dem richtigen Leben

Die Frage nach dem richtigen Leben außerhalb des Schuldzusammenhangs trieb damals natürlich nicht nur die christliche Jugend, sondern eine ganze Generation um. Sie sah es als ihre oberste moralische Pflicht an, die geleugneten und verdrängten Verbrechen ihrer Väter aufzuarbeiten und die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass so etwas wie der Nationalsozialismus mitsamt Krieg und Holocaust niemals wieder passiert. Es ist kein Wunder, dass Theologie in dieser Zeit neben Politik und Soziologie das angesagte Studienfach war.

Ich stand damals wie heute einer kleinen evangelischen Kommunität im hessischen Imshausen bei Bebra im ehemaligen »Zonenrandgebiet« sehr nahe. Der Kontakt meiner Familie zu der Gemeinschaft bestand noch aus Kriegstagen, als meine Mutter und ihre acht Geschwister aus Berlin dorthin reisten und später evakuiert wurden. Manches Mal habe ich als Kind an biblischen Zeltlagern und als junger Mann an Schweigeexerzitien in Imshausen teilgenommen; über Wochen wurde nicht gesprochen. Die Gemeinschaft existiert noch heute. Mittlerweile hat sie sich der Gesellschaft gegenüber weiter geöffnet. Auf einer Homepage bietet sie ein spirituelles Programm mit Gebeten und Meditationen für die Öffentlichkeit an, sie betreibt einen Biolandhof und auch ein kleines Geschäft mit ihren eigenen Produkten. Als ich die Gemeinschaft kennenlernte, hatten die Mitglieder aber noch nicht einmal eine Krankenversicherung. Wieso auch? Das Leben hatte ihnen Gott geschenkt, und sie legten ihr Schicksal vollkommen in seine Hände. Damals lebten sie einen radikalen Rückzug von der Welt.

Ich bin der Kommunität noch immer eng verbunden und besuche sie regelmäßig. Dass ich jetzt Militärbischof bin, löst dort nach wie vor einigen Unmut aus, teilweise empfinden mich meine alten Freunde richtiggehend als Verräter. Wir streiten über die bekannte Frage: Soll man sich von der Welt mit ihren Macht- und Unrechtsverhältnissen fernhalten, um nicht schuldig zu werden? Oder muss man sich nicht gerade hineinbegeben in die Wirklichkeit mit all ihren Defiziten und Verantwortung in ihr übernehmen, um so zu versuchen, sie zum Besseren zu verändern? Um den Preis freilich, sich die Hände schmutzig zu machen, und mit der Gefahr, seine Werte zu